

Liebe Gemeinde, es gibt eine Fabel, die ich an den Anfang meiner Predigt für letzten Sonntag stellen möchte und die Sie vielleicht sogar auch kennen.

Es ist die Fabel von den »Stachelschweinen«:

„Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich an einem kalten Wintertage recht nah zusammen, um sich durch die gegenseitige Wärme vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald spürten sie die gegenseitigen Stacheln, welches sie dann wieder voneinander entfernte. Wenn nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Übel, sodass sie zwischen beiden Leiden hin- und hergeworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten.“

Der Erfinder dieser Fabel, der Philosoph Arthur Schopenhauer, war ein großer Pessimist und scharfer Kritiker von Kultur und Gesellschaft. Was soll diese Fabel bedeuten? Schopenhauer selbst hat dazu geschrieben:

„Wie die Stachelschweine, so treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Inneren entsprungen, die Menschen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte.“

Eigentlich ist dieser Text bemerkenswert aktuell. Nur müssten wir sagen, dass es nicht nur die widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler sind, die die Menschen voneinander abstoßen, sondern ein wohlbekanntes Virus und die damit verbundene Ansteckungsgefahr. Doch die Sehnsucht nach Nähe und Wärme bleibt und macht auch vor dem Stachel des Virus nicht halt.

Auch unser Predigttext handelt davon, wie Menschen zusammenkommen, von ›ihrem Bedürfnis zueinander‹. Es ist ebenfalls ein Text, den Sie vermutlich kennen – ein Abschnitt aus der Apostelgeschichte, in dem das Leben der frühesten Gemeinde beschrieben wird, derjenigen, die nach der Pfingstpredigt des Petrus ›das Wort annahmen und sich taufen ließen‹.

Apg 2,42-47:

„Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Es kam aber Furcht über ihre Seelen, und es geschahen auch viele Wunder und Zeichen durch die Apostel. Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte. Und sie waren täglich einmütig beieinander im Tempel und brachen das Brot hier und dort in den Häusern, hielten die Mahlzeiten mit Freude

und lauterem Herzen. und lobten Gott und fanden Wohlwollen beim ganzen Volk.

Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden.“

Zwei Geschichten, zwei Bilder davon, wie das Zusammensein von Menschen entsteht, wie es sich gestaltet:

*Hier* der raue Winter, der die Stachelschweine zusammentreibt: Die Menschen auf der Flucht vor sich selbst, vor ihrer inneren Leere und Monotonie, auf der Suche nach etwas, das ihrem Leben Sinn und Richtung gibt – *dort* die ersten Anhänger Jesu, die sich in der durch sommerliche Temperaturen erhitzten Stadt Jerusalem im Tempel und in Häusern treffen: Die erste Gemeinde, die nach den unglaublichen Ereignissen des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu zusammenkommt und ein so nie gekanntes, so nie erfahrenes Miteinander erlebt.

*Hier* die spitzen Stacheln, die widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler der anderen, unersättlich in ihrem Egoismus, abstoßend in ihrer Selbstbezogenheit und Eitelkeit – *dort* jene, die gläubig geworden sind, sich beieinander halten und *alle* Dinge gemeinsam haben, die ihre eigenen Güter und ihre Habe verkaufen und sie so verteilen, wie es für den einzelnen nötig ist.

*Hier* schließlich die Sitte und Höflichkeit, um überhaupt miteinander auskommen zu können, der freundlich distanzierte Umgang, um sich nur ja nicht zu nahe zu kommen – *dort* das gemeinsame Essen und Trinken, die tiefe Freude aneinander, das Glück geteilter Zeit und in allem und über allem:

Das Lob Gottes.

Zwei Geschichten, zwei Bilder: *Hier* die Gesellschaft, wie sie der kritische Philosoph wahrnimmt, *Dort* die Kirche in ihren Anfängen, wie es uns in der Apostelgeschichte überliefert ist.

Die Fabel Schopenhauers – sie wirkt ziemlich düster, scheint durch den Vergleich mit Stachelschweinen geradezu boshaft die Gesellschaft zu beschreiben; aber ist sie nicht doch auch sehr realistisch? Auch, wenn man Corona mal außen vorlässt? Kann man nicht oft erleben, dass Menschen aufeinander zugehen, weil sie etwas für sich selbst wollen?

Unterstützung bei diesem oder jenem, was alleine nicht zu schaffen ist?

Vielleicht auch einfach nur, um ein bisschen mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden? Und ist es nicht auch unsere Erfahrung, dass Sitte und Höflichkeit ganz gute Mittel sind, um das Zusammensein besser zu gestalten? Dass sie tatsächlich zum richtigen Verhältnis von Nähe und Distanz verhelfen?

Scheint demgegenüber das Bild, das uns Lukas vor Augen stellt, nicht unrealistisch? Ein schönes Bild – zu schön, um wahr zu sein? Ist es nach allem, was wir

sonst über die ersten Gemeinden in der Bibel lesen, glaubhaft, dass sich in Jerusalem eine solche Gemeinschaft herausgebildet hat, dass Menschen allen Besitz aufgegeben, alles geteilt haben, weil sie von der Botschaft Jesu so ergriffen waren?

Und selbst wenn es damals so gewesen sein sollte – war das dann nicht ein kurzer Lichtblick in einer Geschichte, die danach ganz anders verlaufen ist?

Eine kurze Phase in der ersten Begeisterung, die in den nachfolgenden Gemeinden nicht durchgehalten werden konnte?

Zunächst: Ja, Lukas idealisiert. So einträchtig, so harmonisch, so perfekt war die christliche Urgemeinde eben nicht, wie sie der Evangelist hier beschreibt. Gerade von Paulus wissen wir, dass die ersten Christen auch tüchtig aneinandergeraten sind, dass das da auch ordentlich menschele, Eifersucht und Neid aufkam, Konflikte sich entluden.

Lukas beschreibt nicht die christliche Gemeinde, wie sie wirklich war, sondern wie er sie sich wünscht, wie er sie sieht, wenn Menschen sich von ihrem Glauben leiten lassen.

Vier Säulen, daran erinnert Lukas, machen eine christliche Gemeinschaft aus: **Zunächst die Lehre**, also ein Ringen um Wahrheit und Gerechtigkeit, die Suche nach Gott und Lebenssinn und die Beschäftigung mit Gedanken der Bibel. Das ist alles andere als oberflächliches Harmoniegehebe, wie unser Predigttext zunächst suggeriert.

„In Jesu Namen nah bei den Menschen sein“, dort, wo Menschen Beistand und Hilfe brauchen, durch Anteilnahme, Solidarität, konkrete Hilfeleistung, materielle Unterstützung und unser politisches Mandat. „Seid Täter des Wortes, nicht Hörer allein“, daran erinnert uns die Bibel. Wie wichtig das ist, das wird uns gerade in diesen Tagen durch die Flutkatastrophe, die so viel Elend und Leid verursacht hat, schmerzlich bewusst.

**Dann die Gemeinschaft:** Gemeinschaft im christlichen Sinne heißt Aufopferung, Verlässlichkeit, gegenseitige Rücksichtnahme, sozialer Ausgleich. Das ist weit mehr als Höflichkeit und feine Sitte, sondern Leidenschaft und Liebe. Wir können fragen: Wollen wir das überhaupt? Oder erdrückt uns nicht zu viel Nähe bzw. schmerzt? Und doch kennt jede und jeder von uns, wie so etwas funktioniert und wie gut uns das tut.

Ich denke hier an die Familie oder auch an das Miteinander richtiger Freunde. Christen sind „Schwestern und Brüder“ sagen wir entsprechend. Aber Christen sind sich nicht selbst genug. Christen leben den Anspruch, dass Grenzen und Vorurteile überwunden werden und aus Fremden Freunde werden.

**Als Drittes das Brotbrechen.** Lukas hat hier das Abendmahl im Hinterkopf, aber wenn wir auf Jesus sehen, müssen wir sagen, dass Liebe schon immer

durch den Magen ging, dass für eine echte Kultur des Miteinanders das gemeinsame Essen und Trinken einfach dazugehört. So gesehen sind wir als Christen eigentlich alle Bruzzelbrüder und -schwestern und wünschen einander „Mahlzeit“.

**Und schließlich das Gebet.** Beten heißt, wir bleiben nicht unter uns, sondern unser Leben ist auf ein größeres Ganzes bezogen, das uns Halt und Orientierung gibt. Beten ist auch mehr als die Hände falten und zu Gott sprechen. Auch der Blick in die Sterne, und auch die Erfahrung von Lebensglück sind ein Gebet. Ich trete in Kontakt mit Gott.

Sicherlich, in unserer Volkskirche sind wir von diesem urgemeindlichen Ideal eines christlichen Miteinanders weit entfernt.

Auch im Gemeindeleben geben nicht selten Narzissmus, Egoismus, Neid und Eifersucht den Ton an. Wir verletzen uns und können doch nicht ohne einander leben. Wir sind wie die Stachelschweine. Und manchmal kommt es mir vor, als sei dieses Verhalten bei Kirchens unter dem Deckmantel, wir seien etwas Besseres, umso verbreiteter, weil es nicht zugelassen und offen ausgesprochen wird.

Lukas erinnert uns mit dem Idealbild der Urgemeinde daran, dass das auch anders geht. Dort, wo um Wahrheit gerungen wird, wo ein Miteinander in Verlässlichkeit und gegenseitigem Respekt wachsen kann, wo der Tisch gedeckt ist, und niemand ist ausgeschlossen, und wo wir nicht uns selbst genug sind, sondern auf ein größeres Du bezogen bleiben, erwächst etwas Neues, wird spürbar: Es geht auch anders. Und so, anders, hat Gott unser Zusammenleben auch gemeint.

Wo das gelingt, da springt der Funke über, und wir dürfen auch die andere Erfahrung machen, von der Lukas hier berichtet: Dass Gottes Gemeinde wächst... Lukas hat Recht: Wir sind Kinder Gottes und keine Stachelschweine.

Warum verhalten wir uns dann so? Amen.

Ihr Pfarrer Arne Stolorz